



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 176 | **OKTOBER 2016** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkaufsausweis

2 Euro



RADFAHREN IN LINZ?

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Der Zeitungsverkauf und das Schreiben bringen neben dem Zuverdienst das Gefühl, gemeinsam etwas geschaffen zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion.

Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13, kupfermuckn@arge-obdachlose.at, www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:

Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Julia Kolar (jk), Leitung Redaktion
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

Redakteure: Angela, Anton, Anna Maria, August, Bertl, Christine, Claudia, Daniela, Erich, Georg, Hans, Helmut, Johannes, Manfred R., Manfred S., Sonja, Ursula;
Freie Mitarbeiter: Gerald, Margit, Gabi

Titelfoto (hz): Linzer Radwegtest

Auflage: 40.000 Exemplare

Bankverbindung und Spendenkonto

Arge Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz
IBAN: AT46186000010635860, BIC: VKBLAT2L

Zeitungsausgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose, sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montag bis Freitag zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den Verkäufern.

Arge für Obdachlose,
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37,
Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663
Verein Wohnen Steyr, B 29,
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.^a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com



Verkäufer bekommt die Hälfte. Ich kann natürlich mehr geben, aber die Zeitung kaufen ist Pflicht. *Gabriele Leitner, Facebook*

Mann auf Titelfoto

Gestern habe ich mir beim Billa in Schwertberg eure Zeitung gekauft. Ganz besonders erfreut war ich über das Titelfoto. Den Mann, der genau unterm »K...« abgebildet ist, kenne ich vom Postverteilerzentrum in Linz, wo wir im Vorjahr Flüchtlinge versorgt haben. Dieser Herr hat mit uns »Rklern« bei der Dankesfeier gemeinsam das Henderl mit Pommes verspeist. Seine sehr angenehme und freundliche Art ließ uns am Tisch einige Zeit plaudern. Bitte richten Sie dem Herrn unterm »K...« liebe Grüße aus dem Bezirk Perg aus. Ganz besonders von Waltraud und alles Gute für ihn, eure *Waltraud (E-Mail)*

Ehrlicher Kupfermuckn-Verkäufer

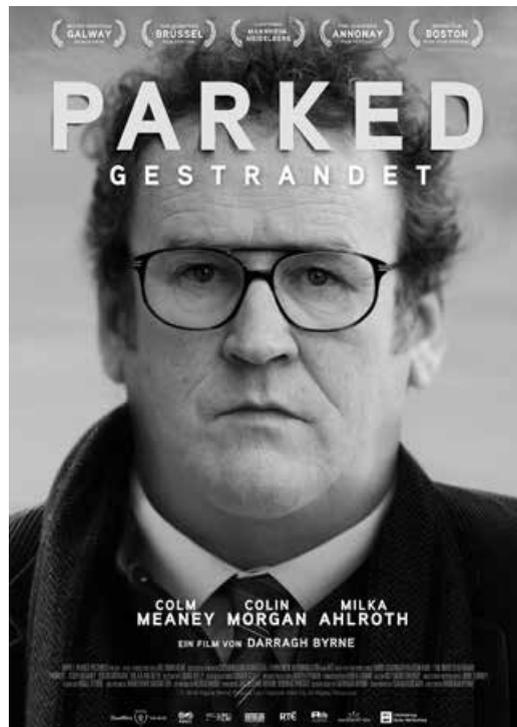
Hallo, liebes Kupfermuckn Team, ich muss einen von euren Leuten ganz toll loben. Im Bereich »Neue Heimat« im Infracenter hat jemand sein Handy verloren. Der Kupfermuckn-Verkäufer war gerade am Zeitung verkaufen. Er hat das Handy gefunden und dieses gleich dem jungen Herrn zurückgegeben. Er ist ein afroamerikanischer Junge mit einem Verband am Armgelenk. Menschen mit solchen Aktionen sollte man loben. Weiter so! *Lucas Schütz (E-Mail)*

Besuch bei Rotary Aisttal Hagenberg

Am 5. September waren Bertl, Sonja und Heinz Zauner von der Kupfermuckn vom Club der Rotarier zu einem Vortrag über die Straßenzzeitung und über die Wohnungslosigkeit in Oberösterreich eingeladen. Wir zeigten das neue Video »20 Jahre Kupfermuckn« und erzählten über unsere Arbeit und die persönlichen Schicksale, die oft zu Obdachlosigkeit und soziale Ausgrenzung führen. Als Dank gab es Geschenkkörbe für Bertl und Sonja.

Pflichtlektüre Kupfermuckn

Ich würde nie dem Verkäufer Geld geben, ohne mir die Zeitung zu nehmen, denn wo bekomme ich Geld für nichts. Die Zeitung lege ich zu Hause nachdem ich sie gelesen habe als Wertschätzung auf den Tisch! Der



Aktionstag gegen Armut Filmabend: PARKED (OmU)

Dienstag 18. Oktober 17:30 Uhr,
Linz, Movimiento (2010, 94 Minuten)

Der Obdachlose Fred ist auf einem Parkplatz gestrandet, ohne Geld oder Zukunft. Erst durch die Bekanntschaft mit Cathlan findet der 50-Jährige wieder Hoffnung.

Kurze Einführung von Heinz Zauner,
Verein Arge für Obdachlose

Kartenreservierung unter 0732-66 75 94
oder office@sozialplattform.at
freier Eintritt mit dem Kulturpass!
Eine Aktion des Armutnetzwerkes OÖ



Armut kann jeden treffen!

Aufgrund meiner Krebserkrankung am finanziellen Limit

Vor einem Jahr hat die ganze Misere begonnen. Durch meine Krankheit konnte ich mir meine Wohnung nicht mehr leisten. Ich habe sie dann verloren. Gezwungenermaßen musste ich in die Notschlafstelle übersiedeln. Das war für mich eine echte Katastrophe, da ich bis dahin nie größere Probleme mit Geld hatte. Ich lebte ungefähr sechs Monate dort. Ende September 2015 bekam ich dann eine sanierungsbedürftige Übergangswohnung in einem Industriegebiet. Es ging ab diesem Moment wieder bergauf und ich fühlte mich richtig gut. Ich war mit dem Renovieren so beschäftigt, dass es mir nicht wirklich auffiel, dass ich viel

zu viel Gewicht verlor. Erst als ich mit der Wohnung fertig war, bemerkte ich, dass etwas nicht in Ordnung war. Ich wollte kaum noch essen oder trinken, aber ich wollte auch nicht zum Arzt gehen. Vier Tage nach der Untersuchung bekam ich einen Arzttermin. Ab diesem Zeitpunkt war dann alles wie ein schlechter Traum. Ich musste im Arztzimmer Platz nehmen und auf den Arzt warten. Ich hatte mit einem Arzt gerechnet, aber es kamen gleich vier Männer mit weißem Kittel ins Zimmer. Irgendwie kam mir das schon komisch vor. Dann ging es los. In meinem Magen und Dünndarm wurde etwas gefunden. Ein Arzt meinte, sie hätten mir bei der Untersuchung Tumore entnommen, die leider nicht gutmütig waren. Ich glaube, die haben eine Stunde mit mir gesprochen, aber irgendwie prallte jedes

Wort bei mir ab, und ich weiß von diesem Gespräch gar nichts mehr. In den nächsten Tagen wurde ich gründlich untersucht. Ich hatte noch ein paar Gespräche, aber ich konnte nicht begreifen, was da eigentlich abging. Ich unterzog mich dann einer Chemotherapie. Das waren die schlimmsten sieben Tage meines Lebens! Einzelheiten erspare ich euch. Mittlerweile habe ich meine zweite Chemotherapie hinter mir. Beide waren umsonst. Dann musste ich mir noch so Dinge anhören, wie die Medizin sei eh schon so weit, dass man mit Krebs eigentlich ganz gut leben könne. Meine Überlebensstrategie war dann Verdrängung, ich ignorierte die Krankheit einfach so gut ich konnte. Die Behandlung habe ich auch abgebrochen. Ich wollte mich nicht noch weitere Jahre herumquälen. Ich kann momentan



Aktion der »Bettelloby« gegen das ÖÖ Bettelverbot, Foto hz

nichts Positives mehr im Leben sehen. Trotzdem versuche ich das Beste daraus zu machen. Und teilweise funktioniert das Verdrängen. Doch momentan fehlen mir die Kraft und hauptsächlich auch das Geld, um nochmals durchzustarten. Ein paar wenige Menschen, die mir nahe stehen sind noch übrig geblieben und halten zu mir. Und eine Hoffnung lebt in mir, dass das alles ein böser Traum ist, und dass ich gleich mal daraus aufwachen werde. (Autor der Redaktion bekannt)

Unter Drogen sind Rückzahlungsvereinbarungen für den Hugo

Jeden von uns kann die Armutsfalle treffen. Sei es wegen zu überteuertem Wohnen, oder weil für das tägliche Leben zu wenig Geld übrig bleibt. Wohnen und Essen werden bekanntlich immer teurer. Jedenfalls empfinde ich das so. Bei den Lebensmitteln kann ich mir abhelfen, indem ich in SOMA-Märkten einkaufe. Die Lebensmittel dort haben das

Verfallsdatum bereits überschritten, sie sind aber noch einwandfrei und schmecken gut. Oder ich gehe ins Rot-Kreuz-Stüberl essen. Dort kostet eine Mahlzeit nur 50 Cent. Allerdings bekommt man diese in Steyr nur drei Mal pro Woche. In die Armutsfalle kann man auch tappen, wenn man eine Arbeit hat, für die man gut entlohnt wird. Und dann verliert man - aus welchen Gründen auch immer - den Job und bekommt nur noch das AMS-Geld. Da kann es ganz leicht passieren, dass man mit diesem Geld für Miete, Strom, Telefon sowie Lebensmittel und Bekleidung nicht auskommt, da es ziemlich knapp kalkuliert ist. Wenn dann ein E-Gerät oder das Auto kaputt geht, dann schaut es schon ziemlich schlecht aus. Und wenn man noch Kinder hat, die auf Schullandwoche oder Schikurs fahren möchten, ist es schon ziemlich schlimm, wenn sie daheim bleiben müssen, nur weil man sich diese zusätzlichen Veranstaltungen nicht leisten kann. Ich selbst habe mit dem schon Bekanntheit gemacht. Damals wusste ich dann einfach nicht mehr weiter. Strom, Heizung,

Miete sowie Raten für einen Kredit - für all das musste ich alleine aufkommen. Ich war so arm, dass ich mich einen Monat lang nur von Nudelsuppe ernährte. Die große Gefahr besteht in solchen Fällen darin, dass man alles so leicht bekommt. Man kann fast alles mit Teilbeträgen bezahlen, mehrere Handys anmelden oder Urlaub auf Kredit machen. Und irgendwann wird einem dann die Rechnung präsentiert und dann sollte alles sofort zurück bezahlt werden. Wenn nicht, verdienen die Inkassobüros ein Schweinegeld an dir. Ich kenne Leute, die können sich das Wohnen nicht mehr leisten, weil Wohnen zum Luxusgut geworden ist. Diese Leute haben Jahre lang in Kellern oder Tiefgaragen geschlafen. Mich hat es wegen meiner Scheidung erwischt. Zuvor habe ich alles auf Kreide angeschafft, dann habe ich alles verloren und muss noch heute dafür zahlen. Ich muss von diesem Schuldenberg nur noch 900 Euro zurückzahlen. Eine Möglichkeit der Unterstützung in solch schlimmen Lebenslagen ist die Schuldnerberatung. Aber die helfen nur, wenn du mehr als 1.000 Euro Schulden hast. Es ist zwar nicht schlecht, wenn du nur so wenig Schulden hast, dafür aber bekommst du so einen straffen Ratenplan vorgeschrieben, mit dem man nur schwer zurecht kommt. Im Grunde bist du während dieser Zeit so arm wie eine Kirchenmaus. Um da rauszukommen, gehört eine gute Portion Disziplin und Durchhaltevermögen dazu. Und konsequentes Sparen. Dann ist es zu schaffen. Du darfst nicht suchtkrank sein. Denn, wenn du von Drogen, Alkohol oder Wettspielen abhängig bist, sind die Rückzahlungsvereinbarungen für den Hugo. Ich habe früher viel Geld bei Hunde-Rennen verspielt. Wäre ich nicht von dieser Sucht losgekommen, hätte ich mein Leben nicht mehr auf die Reihe gekriegt. Aber so habe ich es geschafft. Bald bin ich ein »freier« Mann. Ich bin dankbar für die Hilfe durch das Tageszentrum. Nun geht es mir finanziell wieder viel besser. Ich habe die vorgegebenen Regeln eingehalten, Geld gespart und bald habe ich wieder eine Wohnung. Karl (Steyr)

Mein Gefängnisaufenthalt wurde mir zum Verhängnis

Angefangen hat alles im November 2012. Ich wurde als Strafgefangener von der Justizvollzugsanstalt Salzburg entlassen und hatte alles verloren: Wohnung, Frau und meine Existenz. Der Soziale Dienst der JVA Salzburg half mir bei der Wohnungssuche. Ich kam dann in die Einrichtung »Wege Wels«, wo ich mit Ex-Gefangenen beherbergt wurde. Es war für mich nicht leicht, mit diesen Leuten auszu- kommen. So wurde mir nahegelegt, diese wie-

der zu verlassen. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehen. So verbrachte ich die erste Nacht am Bahnhof. Dort kam ich noch in der Nacht mit der Security in Kontakt. Sie haben mich des Platzes verwiesen. Und so verbrachte ich die erste Nacht bei Rudi, einem Bekannten, auf der Bushaltestation. Rudi gab mir eine Decke. Es war Gott sei Dank noch nicht so kalt. Viele Gedanken kreisten durch meinen Kopf. »Warum muss das alles ausgerechnet mir passieren«, dachte ich mir. Am nächsten Tag ging ich ins Tageszentrum frühstücken und duschen. Dort lernte ich viele Obdachlose kennen, die mir ihre Geschichten erzählten. Da merkte ich, dass Armut eigentlich jedem passieren kann. Nicht nur Straffällige, sondern auch normale Arbeiter sind in eine ähnliche Situation geraten. Ab 17:00 Uhr machte ich mich dann wieder auf den Weg, um einen geeigneten Schlafplatz für die Nacht zu finden. Danach ging ich in die Neustadt zum Herrn Pfarrer Klaus, der mir die Sakristei und die Seitentür der Pfarre offen ließ. Im Gegenzug erledigte ich ein paar leichte Tätigkeiten für ihn: Kreuzwegschilder abstauben, Vorplatz der Kirche kehren und Altpapier aufsammeln. Dafür bekam ich ein warmes Essen und Kleider, die mich wärmten. So vergingen zehn Tage, die ich hinter der Kirche verbrachte. Am 24. Dezember 2015 war ich so dermaßen verkühlt, dass ich ins Tageszentrum ging, um mich aufzuwärmen. Am selben Abend suchte ich im Industriezentrum einen Schlafplatz zwischen parkenden Lkws. Die waren deshalb ideal, da sie vom Motorraum und den Reifen Wärme abstrahlten und meinen Körper warm hielten. Das war die letzte Nacht, die ich in Österreich im Freien verbracht hatte. Einen Tag später fuhr ich per Autostopp nach Frankfurt. Ich hatte nur einen Schlafsack bei mir. Über das AMS Wels bekam ich nämlich einen Vorstellungstermin beim Steigenberger Hotel in Frankfurt. In der Nacht schlief ich in den Grünflächen der Raststation und verpflegte mich bei Fernfahrern, die mir Essen gaben. Rechtzeitig um 9:00 Uhr kam ich beim Steigenbergerhotel an. Unmittelbar nach meiner

Ankunft, durfte ich schon in der Küche vorkochen. Und dann die bittere Absage. Es scheiterte nicht am Können, sondern an meiner Vorgeschichte. Sie wollten keinen Ex-Sträfling bei sich haben. Dies war dann erledigt. Sie gaben mir das Ticket für die Heimfahrt. Zurück in Österreich, verbrachte ich wieder eine Nacht bei Herrn Pfarrer Klaus. Als ich am nächsten Tag ins Tageszentrum ging, lernte ich Birgit kennen, die mir empfohlen hatte, in die Notschlafstelle zu gehen. Als ich dorthin kam, war es für mich eine Wohltat, eine Nacht mal nicht zu frieren und keine Erfrierungen an den Füßen zu haben. Meine Füße waren seit längerem blau und geschwollen. Diese Schwellung ging nicht mehr zurück. Mein Vertrauensarzt gab mir eine Salbe, welche die Durchblutung wieder anregen sollte. In der Notschlafstelle lernte ich Sigi und Milos kennen, die mich die erste Zeit mitrauchen und mitessen ließen. Von Marco von der Notschlafstelle hatte ich Aufgabenbereiche bekommen, die mich untertags beschäftigten und mir das Gefühl gaben, als Mensch in der Gesellschaft wieder akzeptiert zu werden. Ich erfuhr zum ersten Mal, dass das Leben auch ohne Luxus lebenswert ist. Euch allen möchte ich sagen: Es kann jeden treffen. Seid genügsam, bescheiden und dankbar. *Michael*

Die Scheidung hat mich in die Armutsfalle getrieben

Früher hätte ich nie gedacht, dass ich einmal arm sein könnte. Ich hatte, alles, was ich brauchte. Mein Mann und ich hatten immer Arbeit, es ging uns gut. Doch dann kam die Scheidung und ich musste alleine für die Familie sorgen. Am Anfang kam ich noch über die Runden. Doch als die Kinder größer wurden, war es mit den Alimenten vorbei und das Geld wurde weniger. Mein Mann und ich hatten mit den drei Kindern eine große Wohnung, in welcher ich jetzt mit meinem Sohn sitze. Meine beiden Töchter sind ausgezogen und somit haben mein Sohn und ich eine große

Wohnung, die ich mir bald nicht mehr leisten kann. Da ich zurzeit von der Mindestsicherung lebe und die Miete relativ hoch ist, bleiben mir 200 Euro zum Leben. Wenn man noch kleine Kinder hat und Unterhalt bezieht, kann man ja gerade noch überleben. Doch sind die Kinder groß dann ist man schnell in der Armutsfalle. Würde mir die Mindestsicherung auch so wie bei den Asylwerbern gekürzt werden, dann müsste ich wohl auf der Straße leben. Es ist nicht so leicht, schnell eine kleine und leistbare Wohnung zu finden. Außerdem ist mein Sohn noch nicht volljährig und deshalb habe ich die Verantwortung für ihn. Doch ich bin eine Kämpferin und weiß, dass ich auch diese Situation schaffe und vielleicht wieder einmal ein normales Leben führen kann, um nicht sagen zu müssen: »Ich bin arm.« *Anna Maria*

Zwanzig Jahre dauerte der Weg aus der Schuldenspirale

Früher bin ich in die Schuldenspirale geschlittert: Autokäufe, Kredite, Warenbestellungen, sinnlose Anschaffungen, regelmäßige Wirtshausbesuche, großzügige Einladungen von vermeintlichen Freunden und noch einiges mehr waren die Hauptgründe meines Untergangs. Und darauf folgten unerfreuliche Dinge wie Krankenstände mit anschließenden Kündigungen, Nichteinhalten der Ratenvereinbarungen, die Vogel-Strauß-Politik - also das »Schubladiesieren« offener Rechnungen und Zahlungsaufforderungen. Inkassobetreiber und der Gerichtsvollzieher hatten ein Stelldichein vor meiner Wohnungstür oder in der Wohnung selbst. So gesellten sich zu meinen offenen Schulden nun auch noch die Verzugszinsen von nicht unbeträchtlichem Ausmaß dazu. Ja im Laufe der Zeit überstiegen sie, neben den Gerichts- und Verfahrenskosten, die ursprünglichen Schulden. Unangenehm empfand ich meinen seelischen Zustand zu dieser Zeit. Dazu trug auch mein übermäßiger Alkoholkonsum bei. Handyverträge,





Einladung zum Aktionstag gegen Armut, Dienstag 18. Oktober, 10.00 – 16.00 Uhr, Linz, Martin Luther Platz
Gefangen in der Armutsfalle - Kunstaktion im öffentlichen Raum, Armutsnetzwerk OÖ

welche ebenso zu den Armutsfällen zählen, schloss ich nie ab, da ich mich nie als Dauer-telefonierer oder SMS-Benutzer hervortat. Auf irgendwelche Verträge und Angebote diverser Anbieter lasse ich mich nicht ein, meine Erfahrungen halten mich davon ab. Mindestens zwanzig Jahre mit einigen Rückschlägen habe ich benötigt, um mich aus der Schuldenspirale zu befreien. Und ich weiß, ein nochmaliger Ausrutscher würde mich zielgenau und treffsicher wieder dorthin führen, wo ich einmal war - in die Armut. Daher meide ich den Alkohol und will mich nicht mehr in finanzielle Abhängigkeit begeben, weder durch Verträge, noch durch irgendwelche Abos. Mir reicht's! *Georg*

Tausend Euro aufzutreiben war für mich unmöglich

Ich hatte immer schon Probleme mit meinen Finanzen. Schon als Lehrling »erbte« ich Schulden, die meine Eltern auf meinen Namen gemacht haben. Damals ging das anscheinend sehr leicht - auf die Namen der Kinder den Strom anzumelden oder bei Versandhäusern Bestellungen zu tätigen. Ich war sehr enttäuscht. Da es im Elternhaus noch dazu Gewalt und Übergriffe gab, zog ich sehr früh von zu Hause aus, kam dann aber kaum über die Runden. Meistens war ich schon in der Monats-Mitte pleite. Diese Unfähigkeit, mit Geld umzugehen, habe ich vom Eltern-

haus mitbekommen. In einem guten Monat schaffte ich es auch einmal, dass ich bis zum letzten noch etwas übrig hatte. Das aber war die Ausnahme, nicht die Regel. Meist lag es auch an meinem Drogenkonsum. Dadurch machte ich ziemlich viele Schulden. Ich bestellte bei Versandhäusern wie Quelle und bezahlte die Waren nicht. Manches Mal habe ich auch blöderweise die Miete nicht überwiesen. Lange Zeit hatte ich Glück und konnte bevorstehende Delogierungen abwenden. Aber irgendwann stand der Exekutor dann doch vor der Tür. Tausend Euro konnte ich nicht einfach so auf die Schnelle auftreiben. Also packte ich meine Siebensachen und übersiedelte in die Notschlafstelle, wo ich Unterstützung fand. Ich ging auf Therapie und danach bekam ich wieder eine kleine Wohnung. Durch die Betreuung des Tageszentrums schaffte ich es allmählich, mit meinem Geld auszukommen. Sobald es mir aber psychisch schlecht ging, war dies quasi unmöglich. Dennoch bin ich auf einem guten Weg. Ich habe sogar angefangen, Schulden zurückzuzahlen. Und ich versuche, im Alltag alles zu verwerten, keine Lebensmittel zu verschwenden und zu sparen, wo es möglich ist. Ich stopfe meine Zigaretten und flicke meine Kleidung, beziehungsweise peppe sie auf. Oft hatte ich Ausgaben nicht eingeplant. Am Ende eines Monats stellte sich dies dann als großes Problem heraus. Aber ich werde weiter an mir arbeiten, denn ich will nicht immer von der Hand in den Mund leben. Außerdem würde ich gerne ein-

mal in den Urlaub fahren können. Früher hatte ich kaum Ziele, aber jetzt habe ich welche und diese helfen mir. *Josi (Steyr)*

Finanzieller Ruin nach Bandscheiben-Problemen und Burn-Out

In meinem letzten Beruf als Altenfachbetreuerin verdiente ich angemessen gut. Ich konnte mir noch alles leisten, hatte ein Auto und keine Sorgen ums liebe Geld. Dann fingen bei mir die gesundheitlichen Probleme an. Der Beruf brachte es mit sich, dass ich extreme Bandscheibenprobleme bekam. Mit den Schmerzen kam gleichzeitig das Burn Out. Bei diesem Auslöser wusste ich gar nicht, was ich machen sollte. Ich war total überfordert. Das passierte mir direkt in der Arbeit. Es war an einem Sonntag. Meine Arbeitskollegen sorgten dafür, dass ich sofort ins Krankenhaus transportiert wurde. Ich konnte meine Beine nicht mehr benützen, noch spürte ich sie. Mein Rücken tat mir so weh, dass ich mich kaum mehr bewegen konnte. Ich kam auf die Neurologie. Dort wurde ich nach vielen Untersuchungen dann endlich behandelt. Es stand die Frage im Raum, ob die drei Bandscheibenvorfälle operiert werden müssen, oder ob andere Therapien helfen würden. Zum Glück wurde es keine Operation. Sämtliche Therapien haben mir geholfen. Psychisch ging es mir sehr schlecht, ich wurde medikamentös eingestellt. Nach zwei Wochen Aufenthalt wurde ich entlassen. Aufgrund meines Burn-Outs wurde ich noch in der Tagesklinik im Wagner-Jauregg nachbehandelt. Meinen Beruf konnte ich nicht mehr ausüben. Zwei Jahre lang bekam ich die I-Pension. Ich konnte mir nicht mehr so viel leisten, musste mein Auto verkaufen und brauchte eine kleine leistbare Wohnung. Das Geld, das ich für das Auto bekam und das Geld vom Land OÖ ging für die Kautions- und die erste Miete drauf. Von da an ging es finanziell immer mehr bergab. Ich bekam nach den zwei Jahren keine Pension mehr, da ich für arbeitsfähig erklärt wurde. Von da an war das AMS für mich zuständig. Arbeit bekam ich jahrelang keine, trotz der Kurse, die ich absolviert habe. Eine Freundin erzählte mir, dass es ein Tageszentrum gibt, wo man um einen Euro essen gehen kann. Seither nutze ich diese Einrichtung, in der ich mich nun auch ehrenamtlich in der Küche betätige. So komme ich mit Ach und Krach über die Runden. Wenn es diese Einrichtung nicht gäbe, wüsste ich nicht, was ich tun könnte. So kämpfe ich am finanziellen Limit, Monat für Monat. Ich bin 57 Jahre alt. In diesem Alter ist Arbeit eine Illusion. Drei Jahre muss ich noch durchhalten, dann kann ich in Pension gehen. Dann wird hoffentlich alles besser. *Eva (Wels)*

Menschen in der Armutsfalle

Josef Pürmayr vom OÖ Armutsnetzwerk zum internationalen Tag zur Bekämpfung der Armut



»Fast jeder Fünfte in Österreich ist armutsgefährdet oder von sozialer Ausgrenzung bedroht. Diese Menschen laufen Gefahr einen gewissen Mindestlebensstandard nicht aufrecht erhalten zu können.« Anlässlich des internationalen Tages zur Bekämpfung der Armut am 17. Oktober nimmt Josef Pürmayr - Sozialexperte des OÖ Armutsnetzwerks - Stellung zur Situation von Menschen in der Armutsfalle. Als beschämend bezeichnet er die zunehmende Entsolidarisierung und die aktuelle politische Diskussionskultur im reichen Österreich.

Wie viele Menschen sind von Armut betroffen?

Pürmayr: Wenn es rein um das Einkommen geht, dann gelten in Österreich 1,2 Millionen Menschen als armutsgefährdet. Etwa 300.000 gelten als manifest arm. Das heißt, sie müssen in bitterer Armut leben. Das sind jene, bei denen das zu geringe Einkommen dazu führt, dass sie elementare Grundbedürfnisse nicht mehr abdecken können, wie etwa eine Wohnung ausreichend zu heizen, oder sich angemessen zu ernähren.

Welche Gruppen landen besonders oft in der Armutsfalle?

Pürmayr: Ein besonders hohes Armutsrisiko haben Alleinerziehende und Familien mit drei oder mehr Kindern. Rund 25 Prozent der Betroffenen sind Kinder. Auslöser für den Weg in die Armut können langwierige Krankheiten sein, denn da ist man sehr schnell aus dem Erwerbsleben gedrängt. Jeder dritte Arbeits-

lose ist derzeit länger als ein Jahr ohne Arbeit und das führt natürlich sehr häufig in die Armut. Typische Auslöser sind Trennungen vom Lebenspartner, oft auch verbunden mit einem Wohnungsverlust. Grundsätzlich sind Ausländer besonders oft von Armut betroffen.

Kommt es zunehmend zu einer Entsolidarisierung in der Politik und der Gesellschaft?

Pürmayr: Die Gefahr ist, dass diejenigen, die wenig haben, die als Feinde sehen, die gar nichts haben und umgekehrt. So kommt es auch unter den Armutsbetroffenen zu einer Entsolidarisierung. Erklärbar ist das vielleicht dadurch, dass man sich eher mit Menschen vergleicht, die in der selben Situation sind. Das ist die eine Seite. Geschürt wird das aber auch zunehmend von einer anderen Seite, der politischen Diskussionskultur, die sagt: »Warum sollen Zuwanderer die gleichen Leistungen erhalten wie Österreicher? Jene die arbeiten erhalten nicht mehr Einkommen, als diejenigen, die keine Arbeit haben.« Solche Argumente fördern die Spaltung der Gesellschaft und nicht den sozialen Zusammenhalt. Und das halte ich für besonders gefährlich.

Die Gefahr ist, dass diejenigen, die wenig haben, die als Feinde sehen, die gar nichts haben.

Worin zeigt sich diese Spaltung der Gesellschaft?

Pürmayr: Eine politische Forderung sind die sogenannten 1-Euro-Jobs für Asylberechtigte. Die Erfahrungen in Deutschland zeigen, dass 88 Prozent der Personen mit 1-Euro-Jobs im Harz IV-System (vergleichbar mit Mindestsicherung) hängen bleiben und keinen Zugang zu einer regulären Arbeit finden. Diese Jobs dienen also nicht der Integration. Es zeigt sich auch, dass die Verschlechterung der sozialen Absicherung etwa bei Asylwerbern in der Folge auch zu Verschlechterungen für andere Gruppen führt. So fordert Professor Mazal, ein Berater des Aussenministers Kurz, auch Langzeitarbeitslose zu gemeinnützigen Tätig-

keiten zu verpflichten. Die Entsolidarisierungspolitik ist wie ein Türöffner. Wenn diese Tür sich öffnet, geht sie weiter auf. Im Bereich der Mindestsicherung sieht man das deutlich bei den unterschiedlichen Regelungen in den Bundesländern. So werden meist schlechtere Regelungen in anderen Bundesländern als Vorbild herangezogen. Schon seit zwei Jahren haben wir in Oberösterreich die Diskussion über das Chancengleichheitsgesetz. Da geht es um Menschen mit Beeinträchtigungen. Tausende Wohnplätze fehlen, um dem Gesetz gerecht zu werden. In der Diskussion steht aber nicht der Bedarf dieser Menschen im Mittelpunkt, also was diese Menschen zu Leben brauchen, sondern die Höhe des Budgets in Oberösterreich. Das wird für die Betroffenen, aber auch für die Angehörigen zunehmend zu einem Problem wenn es keine ausreichende Wohnversorgung gibt.

Was sind die dringendsten Anliegen des Armutsnetzwerks beziehungsweise der Armutskonferenz?

Pürmayr: Wir brauchen ein einheitliches Mindestsicherungsgesetz für ganz Österreich, damit es nicht neun unterschiedliche Regelungen gibt. Die Begrenzung der Mindestsicherung auf maximal 1.500 Euro für Familien, die derzeit diskutiert wird, erhöht nur die Kinderarmut. Es sollte überlegt werden, was ein Kind, das in Armut lebt braucht, um zukünftig diesem Millieu zu entkommen. Das höchste Risiko tragen nämlich diejenigen, die in Armut geboren wurden. Anstatt der diskutierten 1-Euro-Jobs, soll es sinnvollere Angebote zur Integration in den Arbeitsmarkt geben. Etwa durch den Ausbau von Beschäftigungsprojekten mit einer Kombination aus Arbeit und Lernen. Für Jüngere braucht es mehr Berufsausbildungsprojekte, denn Qualifikation ist ein Schlüssel zur Beschäftigung. Für Menschen am Rande der Gesellschaft sind auch teilweise Beschäftigungsmöglichkeiten mit einer üblichen Entlohnung wichtig. Und wir setzen uns dafür ein, dass Armutsbetroffene ihre Interessen besser vertreten können. (hz), Foto: Karl Altmann

Das Basiskonto – ein Konto für alle!

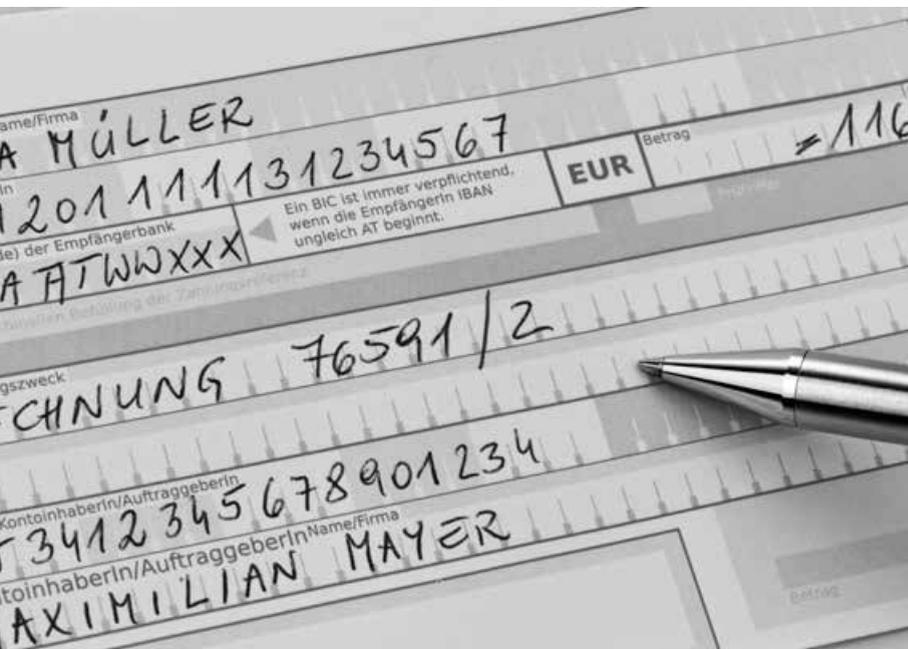


Foto: Colourbox.de

Ein Konto mit schlechten Bedingungen oder gar kein Konto? Für viele Menschen in Österreich und anderen Staaten der EU gehörte das bisher aus verschiedenen Gründen zum Leben. Das brachte diesen Menschen viele Nachteile. Zum Beispiel mussten sie für viele Dienstleistungen der Bank mehr bezahlen. Die EU hat deshalb in einer Richtlinie festgelegt: Alle KonsumentInnen haben ab sofort ein Recht auf ein Bankkonto. Dieses Konto heißt Basiskonto.

Was ist ein Basiskonto?

So unterscheidet sich das Basiskonto von einem normalen Bankkonto:

- Alle KonsumentInnen haben das Recht, bei einer österreichischen Bank ihrer Wahl ein Basiskonto zu eröffnen. Bei einem normalen Konto entscheidet die Bank, wer ein Konto eröffnen darf.
- Während bei einem normalen Konto eine Bank die Kosten und Leistungen selbst bestimmen kann, sind bei einem Basiskonto zum Schutz der KonsumentInnen Kosten und Leistungen per Gesetz genau festgelegt.
- Ein Basiskonto darf nicht überzogen werden. Es darf also

nicht mehr Geld ausgegeben werden als auf dem Konto liegt.

→ Die Bank kann ein Basiskonto nur aus bestimmten wichtigen Gründen kündigen. Ein normales Konto hingegen kann die Bank jederzeit ohne Begründung kündigen.

→ Bei einem Basiskonto hat die Bank eine sogenannte Unterstützungspflicht. Das heißt: Die Bank muss den KundInnen bei der Eröffnung und der Nutzung des Kontos persönlich helfen. Bei einem normalen Konto muss die Bank die KonsumentInnen nicht persönlich unterstützen.

Wer hat ein Recht auf ein Basiskonto?

Diese Voraussetzungen gelten für ein Basiskonto:

- ❖ Nur KonsumentInnen haben ein Recht auf ein Basiskonto. Gewerbliche, selbstständige oder landwirtschaftliche Tätigkeiten können nicht über dieses Konto abgewickelt werden.

- ❖ Die KonsumentInnen müssen sich rechtmäßig in der EU aufhalten.

Ein Recht auf ein Basiskonto haben also alle StaatsbürgerInnen eines EU-Staates. Aber auch Angehörige von Staaten außerhalb

der EU mit einem Aufenthaltsrecht in einem EU-Staat haben ein Recht auf ein Basiskonto.

- ❖ Wenn bereits ein Zahlungskonto bei einer österreichischen Bank besteht, kann nicht gleichzeitig ein Basiskonto eröffnet werden.

Welche Leistungen muss ein Basiskonto bieten?

Bis auf eine Überziehungsmöglichkeit muss ein Basiskonto alle wichtigen Zahlungsdienstleistungen enthalten. Das sind:

- ❖ Barabhebungen am Schalter und an Geldautomaten (Bankomaten)
 - ❖ Einzahlungen auf das Konto
 - ❖ Überweisungen und Daueraufträge an Schaltern, Terminals und über das Online-System der Bank
 - ❖ Lastschriften (Bankeinzüge)
 - ❖ Bargeldlose Zahlungen mit einer Zahlungskarte (zum Beispiel Bankomatkarte) an POS-Kassen und online
- Kreditkarten gehören nicht zu den Leistungen eines Basiskontos.

Wieviel darf ein Basiskonto pro Jahr kosten?

Für ein Basiskonto darf die Bank höchstens 80 Euro pro Jahr ver-

rechnen. Bestimmte Gruppen von Personen mit geringem Einkommen (zum Beispiel Mindestpension oder Mindestsicherung) zahlen für ein Basiskonto maximal 40 Euro pro Jahr.

In diesem Betrag sind alle nutzbaren Dienstleistungen und Nebenleistungen enthalten.

Wer hat Anspruch auf eine ermäßigte Kontoführungsgebühr?

Anspruch auf die ermäßigte Gebühr von höchstens 40 Euro pro Jahr haben:

- ❖ Personen mit einer Mindestpension,
- ❖ Personen mit einer bedarfsorientierten Mindestsicherung,
- ❖ Personen mit einem Einkommen (Gehalt, Pension, Arbeitslosengeld, Notstandshilfe, Lehrlingsentschädigung) unter dem Existenzminimum,
- ❖ Studierende, die Studienbeihilfe bekommen,
- ❖ Personen, die von einem Schuldenregulierungsverfahren betroffen sind,
- ❖ Personen, die von der Rundfunkgebühr befreit sind oder einen Zuschuss zum Fernsprechtgelt erhalten,
- ❖ obdachlose Personen,
- ❖ AsylwerberInnen.

Das österreichische Basiskonto im Überblick

- Alle KonsumentInnen haben ein Recht auf ein Basiskonto.
- Ein Basiskonto bietet alle Leistungen wie ein normales Bankkonto.
ABER: Das Basiskonto darf nicht überzogen werden!
- Das Basiskonto kostet im Jahr maximal 80 Euro. Menschen mit geringem Einkommen bezahlen nur 40 Euro.

Jetzt Informationsfolder kostenlos bestellen:

Folder „Das Basiskonto – ein Konto für Sie?“

Broschürens-service des Sozialministeriums:

Telefon: 01-71100-862525

e-mail: broschuerenservice@sozialministerium.at

Internet: www.sozialministerium.at





Linzer Radwege am Prüfstand

Kupfermuckn zeigt Defizite und gefährliche Stellen des Radrouten-Netzes auf

Lokalaugenschein Linzer Innenstadt: Gemeinsam mit Stefan Pichler, Radverkehrsexperte und Mitglied der Radlobby Oberösterreich, hat die Kupfermuckn sowohl Gefahrenstellen und Lücken im Radroutennetz, als auch radfeindliche Zonen der Linzer Innenstadt aufgespürt. Anhand konkreter Beispiele zeigt Pichler auf, wie Linz zu einer fahrradfreundlicheren Stadt werden könnte. Ein gut funktionierendes und sicheres Radwegenetz würde einen wesentlichen Beitrag zur Lösung zentraler Zukunftsfragen leisten - von der Gesundheitsförderung bis hin zur Lösung der leidigen Verkehrsprobleme und der Steigerung der Lebensqualität. Bis dato jedoch läuft der Trend - zumindest in Linz - in die vollkommen verkehrte Richtung. Noch habe hier der Kfz-Verkehr weit höhere Priorität, bedauert Pichler. Konflikte und erhöhte Unfallgefahr sind demnach vorprogrammiert. Vor allem die Überquerung der Nibelungenbrücke ist für alle Verkehrsbeteiligten eine tagtägliche Herausforderung. Und sehr gefährlich!



Gefahrenzone Nibelungenbrücke

Wir beginnen den Radroutentest auf der Nibelungenbrücke - laut Pichler ein »viel kritisiertes Punkt«. Hier wird es für die Radfahrer schon ziemlich brenzlich, denn der Radstreifen ist viel zu eng. Rad- und Gehweg verlaufen nebeneinander und sind baulich durch eine hohe Kante von einer dreispurigen, viel befahrenen Straße getrennt. »Eine Absturzgefahr auf die Fahrbahn ist für Radfahrer besonders groß«, betont Pichler. Unmittelbar nach der Brücke lauert bereits die nächste Gefahr: Hier nämlich endet der Radweg abrupt und verläuft direkt in den schnellen Kfz-Verkehr. Während unserer Testfahrt wurde diese Ausfahrt noch dazu von einem parkenden Auto blockiert. Pichler konstatiert, dass es an dieser Stelle zu überdurchschnittlich vielen und teils schweren Unfällen kommt. Der Fahrradlobbyist setzt sich seit Jahren vehement für die Umwidmung einer Autofahrspur für Radfahrer und den öffentlichen Busverkehr ein, denn ein baulich getrennter Radweg wäre eine kostengünstige Lösung. Dadurch könnte man auch diese Gefahrenzone entschärfen. Eine wesentlich teurere Lösung wäre laut Pichler eine bereits diskutierte Brückenverbreiterung, die Fußgängern und Radfahrern zugute kommen würde. Gemischte Rad- und Gehwege würden nur dann funktionieren, wenn eine der beiden Gruppen unterrepräsentiert ist. Auf der Nibelungenbrücke sei dies nicht der Fall. »Solange die beiden Gruppen auf diesem beschränkten Platz nicht voneinander getrennt werden, sind die Konflikte bereits vorprogrammiert. Wenn es bei neutralen Stellen keine sofortige und dauerhafte Lösung gibt, setzen die Politiker die Radfahrer wissentlich und weiterhin einer großen Gefährdung aus«, betont Pichler.



Entspanntes Vorwärtkommen in Alt-Urfahr

Auf der Testroute fanden wir aber auch lobenswerte Ansätze vor, wie beispielsweise die Radstrecke in Alt-Urfahr. Die geringe Verkehrsbelastung, sowie ein breiter, markierter Radwegstreifen sorgen für ein entspanntes Vorwärtkommen für alle Beteiligten - eine echte Radleridylle. »Das Fahrrad ist das effizienteste, schnellste und günstigste Fortbewegungsmittel in einer Stadt. Der motorisierte Verkehr ist das Problem, urbanes Radfahren oder Zufuß-Gehen die Lösung«, bringt es Pichler auf den Punkt und zeigt sich sichtlich erfreut über die beherzte politische Entscheidung in Alt-Urfahr zu Gunsten des Radverkehrs.



Radfeindliche Zone Hafenstrabe/Petzoldstrabe

Dennoch überwiegen in Linz noch die negativen Beispiele. Unmittelbar nach der Autobahnbrücke stößt man nämlich erneut auf eine äußerst radfeindliche Zone, die sich im gesamten Industriegebiet, wo es noch gar keine Radverkehrs-Infrastruktur gibt, fortsetzt: Die einzige Radüberquerung an der Kreuzung Hafenstrabe/Petzoldstrabe soll demnächst aufgelassen werden. Radfahrer müssten zukünftig einen Umweg von etwa 350 Metern und die Wartezeit an einer Druckknopfampel in Kauf nehmen. Damit würde sich die schnellere der beiden verbliebenen Donauquerungen um einige Minuten verlängern. Für die Radlobby eine untragbare Lösung. Als Grund für diese geplante Maßnahme wird angegeben, dass es sich hier um eine Gefahrenstelle handelt. »Alternative Maßnahmen stoßen auf Unverständnis, weil die politischen Entscheidungsträger zurzeit jede nur denkbare Beeinträchtigung des Autoverkehrs vermeiden wollen«, ärgert sich Pichler. Konkret wären aus Sicht der Radlobbyisten folgende Planungsmängel zu beheben: Der Autoverkehr sollte zur Sicherheit der Fußgänger und Radfahrer stark entschleunigt werden. Zum anderen sollte die derzeitige Radüberfahrt bestehen bleiben und eine zusätzliche, sichere Variante durch die etwas weiter entfernte Druckknopfampel errichtet werden. So sei es den Radfahrern

Foto oben: Radweg nach der Nibelungenbrücke endet abrupt. Foto Mitte: Nibelungenbrücke, ein gefährlicher Ort für Radfahrer. Foto unten: Alt-Urfahr-Radweg - ein positives Beispiel.

freigestellt, ob sie die sichere Überquerung der schnelleren vorziehen. Schließlich wolle die Stadt Linz bis 2020 den Radanteil von sieben auf 15 Prozent erhöhen. Besonders für die stark genutzte Nord-Süd Route fehle es diesbezüglich an klugen, kreativen und mutigen Maßnahmen, so Pichler.

City Radweg mit positiven Ansätzen

Wir setzen unsere Testroute über den City-Radweg entlang der Schubertstraße/Fadingerstraße fort. Hier sind die Radwege lobenswerterweise teils rot gekennzeichnet. Dennoch mangelt es an ausreichenden Schutz-Markierungen, bemerkt die Gruppe einstimmig. »In Linz fehlt eben das Verständnis für radfreundliche Bauprojekte«, wirft Pichler ein. Nur wenige politische Entscheidungsträger würden das Radfahren dem Autofahren vorziehen. »In Salzburg hingegen radelt sogar der Bürgermeister in die Arbeit. Das hat Vorbildfunktion«, sagt Pichler. Salzburg sei mittlerweile ohnehin eine der radfreundlichsten Städte Österreichs. Dort stehe die Bewusstseinsbildung fürs Radfahren im Vordergrund. In Linz hingegen sei der Handlungsbedarf groß, kritisiert der Radwege-Experte.

Blumau-Unterführung

Vor der Unterführung Blumau stadtauswärts wurde für das urbane Radeln eine attraktive Lösung geschaffen. Durch ein viereckiges Zeichen wird vor der Unterführung die Benutzungspflicht für Fahrradwege aufgehoben. Hier können Radfahrer zwischen zwei Varianten wählen: Entweder im Kfz-Verkehr mitfahren, oder den separaten Streifen auf dem Gehsteig nutzen. »Nur runde Verkehrsschilder mit dem Fahrrad-symbol machen den Radweg benutzungspflichtig«, stellt Pichler klar.

Räder sicher abstellen

Am OK-Platz finden wir sichere Radabstellplätze vor. Die Radständer stehen weit genug auseinander. Man kann sein Rad gut am Rahmen festmachen. »Diese Anlagen werden den Anforderungen von Bikern gerecht«. Weitere zweckmäßige Anlagen befinden sich rund um den Linzer Bahnhof und in dessen Tiefgarage: Sie sind benutzerfreundlich, wettergeschützt und barrierefrei erreichbar. Einziger Wermutstropfen - das mittlerweile sinnlose Gitter in der Tiefgarage. »Man wollte damit vor Jahren einer Verunreinigung durch obdachlose Menschen in diesem Bereich vorbeugen. Das würde man ohnehin besser durch einen kostenlosen Zugang zum öffentlichen WC verwirklichen«, bemerkt der Radfahrexperte. Trotz dieser positiven Beispiele fehle es in Linz noch an sicheren Fahrradabstellanlagen. Laut einer aktuellen Umfrage im Auftrag des Verkehrsclubs Österreich wurde jedem dritten oberösterreichischen Radfahrer bereits mindestens ein Fahrrad gestohlen.

Begegnungszone Herrenstraße

Die Herrenstraße ist eine verkehrsberuhigte Straße und deshalb eine Begegnungszone. »Hier gibt und braucht es keine Trennung zwischen Fußgänger- und Rad- beziehungsweise Autoverkehr mehr«, betont Pichler. Für Fahrzeuglenker gilt die Höchstgeschwindigkeit von 20 km/h. Dadurch werden weder Fußgänger noch Radfahrer gefährdet oder behindert. Einziger Haken: Hier darf man auch sein Auto parken. »So ein Parkplatz braucht mehrere Quadratmeter. Auf dieser Fläche könnte man fast zehn Fahrräder abstellen«, kritisiert Pichler. Auch in diesem Punkt könnte auf politischer Ebene ein Umdenken stattfinden.

Fotos: hz, Text: dw



Foto oben: Verkehrsberuhigte Zone Herrenstraße. Foto Mitte: Blumau-Unterführung.
Foto unten: Brennpunkt Nord-Süd-Route mit fehlenden sicheren Überquerungen.

Radlobby fordert

Einige wesentliche Forderungen der Radlobby an Politik und Entscheidungsträger:

Verkehrssicherheit

- ▶ Aufhebung der Benutzungspflicht von Radfahranlagen
- ▶ Geschwindigkeitsbeschränkungen in Siedlungsräumen auf 30 km/h
- ▶ Verkehrsberuhigung statt Separation von Fahrbahnen (nützt allen)
- ▶ keine Gehsteig-Radwege
- ▶ Errichtung von breiten Rad- und Mehrzweckstreifen im Ortsgebiet unter bestimmten Bedingungen
- ▶ baulich getrennte Radwege in Bereichen mit einem höherem Geschwindigkeitsniveau, sowie mit hoher Verkehrsdichte
- ▶ Umverteilung von Fahrbahnbreiten zugunsten des Radverkehrs
- ▶ Mitbenutzung von Busspuren
- ▶ Vorgezogene Aufstellflächen für Radfahrer auf Kreuzungen mit hohem Radfahranteil
- ▶ Beschilderung der Radroutennetze
- ▶ gemeinsame Nutzung der Fahrbahn in Tempo-30-Zonen bzw. -Straßen
- ▶ Mehr Tempokontrollen für PKW und LKW
- ▶ Verbesserung der Schnittstellen zwischen öffentlichem Verkehr und Radverkehr durch: Fahrradmitnahme in öffentlichen Verkehrsmitteln, Bike& Ride-Anlagen, Gepäckaufbewahrung, Pannendienste, kurze Reparaturzeiten, Fahrradstadtpläne, (kommunale) Leihfahrräder, Fahrrad-Taxen und -Botendienste

Fahrradkultur

- ▶ Förderung des Fahrrades als Teil der Alltagskultur
- ▶ Für jeden Zweck das richtige Fahrrad: Lasten-, Liegeräder, Tandems, ...
- ▶ Förderung von Spezialrädern
- ▶ Veranstaltungen, Community, Netzwerken
- ▶ Radfahren macht Spaß mit der richtigen Kleidung auch beim schlechtesten Wetter...

Weitere Ziele und Forderungen finden Sie auf www.radlobby.at



Selbsthilfwerkstatt für urbane Radritter

Springt die Kette raus, oder platzt der Schlauch, muss man nicht gleich in ein Fachgeschäft gehen, um sein Fahrrad wieder in Gang zu setzen. In der Bike-Kitchen, zu deutsch »Fahrradküche«, kann man seinen Drahtesel mithilfe ehrenamtlicher Radbau-Experten wieder selbst herrichten.

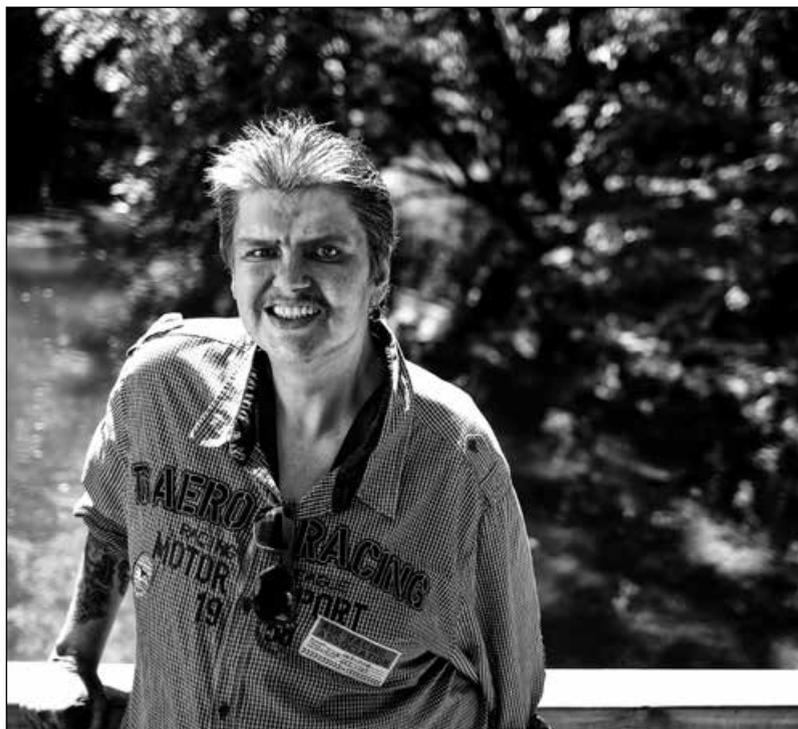
Donnerstag im September, kurz vor 15 Uhr in der Kapuzinerstraße 23: Vor der Bike-Kitchen, einem alten Bauwagen, herrscht reges Treiben. Ein älterer Herr hält bereits das passende Werkzeug in seinen Händen und versucht, sein Rad wieder verkehrstauglich zu machen. Eine jüngere Frau wartet auf Martin Waslmeier, ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Bike-Kitchen-Teams. Sie braucht dringend seinen Rat, da sie ihre abgefahrenen Bremsklötze gegen neue austauschen möchte. Und schon radelt Martin flott ums Eck und parkt sein Vehikel neben dem Baucontainer. Ein mehrstelliger Zahlencode öffnet die Tür. Bevor sich Martin um die Hilfesuchende kümmert, hängt er noch eine Blechbüchse vor dem Eingang an den Nagel. »Das ist unsere Spendenbox«, sagt er. Freiwillig gespendetes Geld wird in Werkzeug und in die Erhaltung des Bauwagens investiert. »Alle Reparaturen sind aber kostenlos«, fügt Martin hinzu, während er den Reparaturständer im Freien aufstellt. Schnell werden noch ein paar Getränke gekühlt und dann begutachtet er das Gefährt der Dame. Ein kurzer Check. Dann drückt er ihr das Werkzeug in die Hände und gibt ihr noch einen Reparatur-Tipp. Sichtlich zufrieden beginnt die Frau zu schrauben. Ein weiterer Gast

gesellt sich in die Runde: Er beklagt sich über den »Achter« in seinem Vorderrad. »Das kriegen wir hin«, sagt Martin selbstbewusst. Der 31-jährige Landesbedienstete ist schon seit geraumer Zeit im zwölköpfigen Team dabei. Da er selbst fast ausschließlich mit dem Rad unterwegs ist und schon seit seiner Kindheit gerne an Rädern herumtüftelt, hat er hier eine sinnstiftende Freizeitaktivität gefunden. Fast jeden Donnerstag steht er urbanen Radfahrern mit seinen handwerklichen Fähigkeiten zur Verfügung. In der Bike-Kitchen herrscht eine Atmosphäre der Ungezwungenheit und Hilfsbereitschaft. »Eigentlich«, sagt Martin, »nehme ich mir immer vor, dass ich mir die Hände nicht schmutzig mache. Am Ende des Tages jedoch sind sie meist schwarz vor Dreck.« Das Konzept der Bike-Kitchen stammt ursprünglich aus den USA. Es ist eine Selbsthilfe-Fahrradreparaturwerkstatt, hinter welcher sowohl ein sozialer, als auch eine ökonomischer Gedanke steht. »Wir unterstützen zwar Reparaturen«, betont Martin, »die Devise lautet aber - Hilfe zur Selbsthilfe.« Ferner wolle man dem Trend der Wegwerfgesellschaft entgegenwirken, indem alte Fahrräder repariert werden. Und noch etwas: Bei den Reparaturarbeiten entsteht eine buntgemischte Gemeinschaft unterschiedlicher Herkunft. Die Bike-Kitchen ist somit ein Ort der Begegnung und eine Oase der Eigeninitiative und Kreativität. Für die Erweiterung des Teams werden Mitwirkende gesucht. »Bei uns läuft alles ohne Zwang ab. Wer Lust und Zeit hat, soll kommen.« Auch Fahrradspenden sind übrigens jederzeit erwünscht. *Foto und Text: dw*

Kupfermuckn Kalender 2017



Im neuen Kupfermuckn-Kalender erscheinen unter dem Motto »Mein Platz in der Stadt« die besten Fotos des Fotowettbewerbes. Zwölf der Teilnehmer wurden an ihren Lieblingsorten vom Profifotografen Volker Weihbold portraitiert. Die Fotos erscheinen gemeinsam im Kalender 2017, der von Christina Carnival gestaltet wurde. Zehn Sponsoren sorgen dafür, dass sich alles auch rechnet. Der Kupfermuckn-Kalender ist ab Oktober bei den Verkäufern erhältlich und kostet 5 Euro. 2,50 Euro verbleiben den Verkäufern, die sich so im Winter ihr Weihnachtsgeld dazuverdienen können.



Abflug durch die Windschutzscheibe

Unfälle mit Folgen



Mein Schienbein wurde verschraubt und mit Platten fixiert

Im Kindergarten bin ich von einem Kind von einer Eisenrutsche geschubst worden und rückwärts mit dem Kopf bei den Eisentreppen aufgeschlagen. Die Folge war eine stark blutende Kopfwunde. Diese wurde im Krankenhaus genäht. Die Wunde und das Nähen taten mir extrem weh und ich weinte sehr. Jahre später kam ich ins Kinderheim und der nächste Unfall folgte. Ich fuhr mit dem Skateboard auf einer Auffahrt, die zu einer Straße führte. Es hat mich anständig zerbröselst. Die Folge waren schmerzhafte Schürfwunden im Gesicht, an den Händen und auf den Knien. Mit der Zeit verheilten diese Wunden und ich dachte, jetzt wird mir nichts mehr passieren. Es kam anders. Weil ich etwas angestellt hatte, sperrten mich die Heimbetreuer in meinem Zimmer ein. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen und schmiedete einen Fluchtplan. Ich war damals jung und handelte unüberlegt. Ich versuchte, das Nachtkästchen aufzuheben, schaffte es aber nicht. Es war zu schwer für mich. Also ballte ich meine Hand zur Faust, nahm einen Anlauf und schlug mit meiner

Faust die Fensterscheibe ein. Sie zerbrach und ich handelte mir einen langen, stark blutenden Schnitt ein. Durch die verschlossene Türe fragte ein Betreuer, was passiert sei. Ich bat ihn, die Türe aufzusperren, da ich sehr stark blutete. Gesagt, getan. Im Krankenhaus wurde der Schnitt genäht. Der Arzt meinte, ich hätte großes Glück gehabt, weil die Sehne heil geblieben war. Meine Hand hätte nur mehr eingeschränkt bewegt werden können. Mensch, war ich froh. Heute sieht man noch eine Narbe. Und ich kann Gott sei Dank alle Finger bewegen. Der nächste Unfall passierte beim Schifahren. Jahrelang geschah nichts. Doch eines Tages sprang ich über eine Sprungschanze, kam zu Sturz und konnte nicht mehr aufstehen. Mit einem Ski-Doo wurde ich ins Tal gebracht, wo die Rettung schon auf mich wartete. Im Krankenhaus wurde festgestellt, dass ich einen Spiralbruch hatte. Einen Monat lang lag ich mit einem Draht in der Ferse zum Strecken des Beines im Bett. Aber der Bruch heilte nicht zusammen. Also wurde mein Schienbein verschraubt und mit zwei Platten fixiert. Das klappte gut. Nach einem Jahr wurden die zehn Schrauben und die beiden Metallplatten entfernt. Keine Komplikationen, alles ging gut. Ich habe bis heute keine Be-

schwerden. Mein nächster Unfall ereignete sich im Wald. Ich bin beim Bäume Schneiden ausgerutscht und hatte mit der Motorsäge meines Freundes einen ungewünschten Kontakt am Bein. Es ist zum Glück nichts Tragisches passiert. Mein Freund machte sich Sorgen, hatte ein schlechtes Gewissen, aber ich sagte ihm, es sei nicht seine Schuld gewesen. Im Spital wurde die Wunde versorgt und genäht. Mein Schienbein ist seit diesen beiden Unfällen (Schi und Motorsäge) mit einer kreuzähnlichen Narbe gezeichnet. *Karl Wurstemmel (Steyr)*

Autounfall mit Totalschaden und Gehirnerschütterung

Als ich acht Jahre alt war, habe ich mich sehr über meinen Schlitten gefreut. Damals hatten wir noch wirklich viel Schnee und es war auch noch so richtig schön kalt. Die besten Voraussetzungen für eine rasante Schlittenfahrt. Diese dauerte aber nicht lange an und endete schließlich mit einem Schlüsselbeinbruch. Mit 14 Jahren bin ich öfters mit meinem Vater mit dem Lkw nach Wien mitgefahren und habe mir beim Ausliefern von Käse etwas Taschengeld verdient. Wir haben bei einem Geschäft von einer Frau den Käse abgeliefert, standen im Innenhof des Gebäudes und die Frau hat mir ein Glas Wasser angeboten. Als ich zum Glas griff, sprang der Schäferhund herbei und hat mir das letzte Glied des rechten Ringfingers abgebissen. Der Hund war sonst immer im Zwinger, da er vor mir schon zwei Menschen gebissen hatte. Mein Fingerglied hing nur noch schlapp herunter und wurde mir dann im Krankenhaus in Wien wieder angenäht. Kurze Zeit später wurde ich in Salzburg im Krankenhaus deswegen noch einmal operiert. Mit 23 Jahren hatte ich dann einen Autounfall mit Totalschaden und litt an einer schweren Gehirnerschütterung. Den Ärzten habe ich den wahren Zustand meines Befindens nicht gesagt. Gott sei Dank haben sie

mich bald entlassen. Eine Zeitlang sah ich dann die entgegenkommenden Autos immer auf den Kopf gestellt. Das aber hat sich bald wieder von selbst erledigt. Mit 36 Jahren war ich Gast auf einer Party. Vor lauter Übermut habe ich von einer kleinen Holzbrücke über den Mündungsfluss zum Obertrumer See einen Köpfler gemacht und bin etwas arg mit dem Kopf aufgekommen. Ich hatte die Wassertiefe von früher her anders in Erinnerung und so bin ich dann, als ich aufgestanden bin, nur bis zum Bauch im Wasser gestanden. Der Grund war ein festerer sandiger Schlamm und ich hatte an der Stirn oben eine Wunde von der das Blut herunter geronnen ist. Meine Freunde haben mich überredet ins Spital nach Salzburg zu fahren. Bei der Hinfahrt habe ich schon mit großem Entsetzen festgestellt, dass ich den Kopf immer weniger weit drehen kann. Im Spital wurde ich vorerst geröntgt. Sie haben meine Wunde genäht und setzten mir einen Turban von weißen Schleifen auf. So bin ich dann zu später Stunde noch einmal zur Party gegangen. Aufgewacht bin ich am nächsten Tag auf der Couch und musste feststellen, dass ich meinen Kopf keinen Millimeter mehr bewegen konnte. Meine Bekannte wollte die Rettung rufen, aber ich habe gesagt, sie soll noch warten, vielleicht wird es ja wieder. Die ist mit den Kindern einkaufen gefahren, und als sie zurückgekommen ist, habe ich noch immer keinen Millimeter meine Lage am Rücken liegend verändern können. Die Rettung hat mich dann auf einer aufblasbaren Trage ins Unfallkrankenhaus nach Salzburg gefahren. Da bin ich dann drei Tage gelegen und sie haben nichts getan. Dann wurde mir im Landeskrankenhaus eine Computer-Tomografie gemacht. Ich hatte einen verstauchten dritten Halswirbel. Anschließend bekam ich einen Gips über den ganzen Brustkorb, den Hals und den Kopf. Mit steifem, erhobenem Haupt ging ich dann drei Monate durchs Leben. Weil es irgendein wasserfestes Material war, konnte ich damit sogar baden gehen, Köpfler machen und tauchen. Die Kinder sind immer zusammengelaufen, wenn sie mich erblickt hatten und riefen: »Der Marsmensch ist wieder unterwegs.« Als mir nach drei Monaten der Gips wieder abgenommen wurde, hatte ich Anfangs das Gefühl, als wäre meine Schädeldecke offen und sogar ein Staubkorn hätte mich verletzen können. Auch der Gleichgewichtssinn war gestört, das Gehen war anders. Bei all diesen Verletzungen hatte ich immer das Gefühl, wohl umsorgt und nicht alleine zu sein. Später war ich mit einer psychischen Krankheit konfrontiert. Da überfiel mich das Gefühl der Einsamkeit. Das war um vieles schlimmer. Dieses Leid ist für das Gegenüber unsichtbar, du trägst ja keinen Gips oder eine Krücke. Niemand hilft dir. Im Nachhinein waren all diese

Unfälle halb so schlimm im Gegensatz zu meiner psychischen Erkrankung, mit der ich gelernt habe zu leben. *Helmut*

Die Feuerwehr musste uns aus dem Auto schneiden

Mein damaliger Arbeitskollege wollte mit meinem Auto fahren. Ich gab ihm den Schlüssel, obwohl ich wusste, dass er keinen Führerschein hatte. Aber ich wusste, dass er fahren konnte. Nur an jenem Tag war es anders. Es war noch dazu ein Karfreitag. Zuerst mussten wir noch in ein Lokal, da uns der Durst plagte. Eine Stunde später wäre es schon bald unsere letzte Stunde gewesen, da er auf einer geraden Strecke einen LKW überholte, ohne sich zu vergewissern, ob es der Gegenverkehr zulässt. So kam es, dass wir frontal in das entgegenkommende Auto krachten. Ich sah nur noch, wie sich die Motorhaube wie eine Ziehharmonika zusammenzog. Airbag hatte ich damals noch keinen. Dann war es finster um mich. Ich war bewusstlos. Ich bekam nichts mehr mit. Jedenfalls musste uns die Feuerwehr aus dem Auto schneiden, dann wurden wir vom Notarztthubschrauber abtransportiert. Erwacht bin ich erst auf der Intensivstation im Krankenhaus Kirchdorf. Mein Glück war, dass ich vorne am Beifahrersitz eine Spitzhacke stehen hatte. Somit habe ich keinen Abflug durch die Windschutzscheibe gemacht. Wundenlecken war angesagt. Ich hatte starkes Nasenbluten, einen Oberkiefer- und Jochbeinbruch und einen Brustbeinbruch. Als mich meine damalige Lebensgefährtin besuchen kam, erfuhr ich, dass mein Arbeitskollege ins Krankenhaus nach Wels gebracht wurde. Genaueres konnte sie mir auch nicht sagen, nur, dass es ihm soweit gehe. Da es im Krankenhaus Kirchdorf keine Kieferchirurgie gibt, wurde ich am Ostermontag ins Welser Krankenhaus überstellt. Nach der Operation war ich soweit fit und konnte endlich meinen Arbeitskollegen besuchen. Der humpelte mir schon mit zwei Gipshaxen und auf Krücken gestützt entgegen. Naja, er hatte sich links und rechts die Knöcheln gebrochen. Ich dagegen sah aus, als wäre ich in einem Boxkampf niedergemacht worden. Mein ganzes Gesicht war geschwollen und mit den Farben grün und blau geschminkt. Fazit: Zwei Autos mit Totalschaden. Wer das bezahlen musste? Die Versicherung steigt ja in so einem Fall bekanntlich aus. Mein Arbeitskollege war gleich so fair und übernahm die gesamten Kosten. Für mein Auto verlangte ich nichts von ihm, ich hätte ihn ja gar nicht fahren lassen dürfen. Eine dreijährige Führerscheinsperre bekam er auch aufgebrummt und mir wurde der Führerschein nicht entzogen. Zum Glück. *Manfred R.*

Unfallstatistik

In Österreich verunglücken pro Stunde rund hundert Menschen bei Unfällen. »In der Freizeit ereignen sich drei von vier Unfällen«, erklärt Kurt Benesch, Geschäftsführer des Allianz Kundenservice. Laut aktueller Allianz Unfallstatistik lautet beim Sport (33,5 Prozent) die größte Gefahr. Auf Position zwei befinden sich mit 26,1 Prozent die Arbeitsunfälle. Knapp dahinter sind Unfälle, die zu Hause oder im eigenen Garten passieren, die dritthäufigste Ursache (25,3 Prozent). Abseits von Sport und Garten ereignen sich 9,6 Prozent aller Unfälle in der Freizeit, was in dieser Wertung Rang 4 bedeutet. An fünfter Position folgen Kfz-Unfälle mit verletzten Personen (5,5 Prozent).

Unfälle: Tirol vor Oberösterreich

In einer aktuellen Allianz Statistik, für die Leistungsfälle zwischen 2007 und 2015 analysiert wurden, zeigen sich große regionale und jahreszeitliche Unterschiede bei der Verteilung von Unfallrisiken. Bei der Auswertung nach Bundesländern offenbaren sich deutliche Unterschiede: Dabei zeigt sich, dass bei rund jedem fünften Unfall (21,3 Prozent) die verletzte Person ihren Wohnsitz in Tirol hat. Damit befindet sich dieses Bundesland österreichweit an der ersten Stelle. Dahinter landet Oberösterreich mit 16,1 Prozent, auf Position drei rangiert Niederösterreich (14,8 Prozent). Am sichersten ist es ganz im Osten der Republik: Wien (4,5 Prozent) und das Burgenland (3,2 Prozent) belegen in diesem Ranking die beiden letzten Plätze.

Jänner ist der gefährlichste Unfallmonat, November am sichersten

Wirft man einen Blick auf die Unfallquoten je Monat, so sind die Wintersport-Monate am gefährlichsten: Denn im ersten Quartal des Jahres ereignen sich die mit Abstand meisten Unfälle. Alleine im Monat Jänner passieren 10,2 Prozent aller Unfälle, knapp dahinter befinden sich Februar (9,9 Prozent) und März (9,2 Prozent). Der Monat August folgt mit 9,1 Prozent auf dem vierten Rang und ist somit der gefährlichste Sommer-Monat. Am sichersten ist es hingegen im November (6 Prozent).

Weitere Infos im Internet unter: www.allianz.at/privatkunden/media-newsroom/



Schwindende Augen-Blicke

Lieselottes Lebensgeschichte

Lilo (63 Jahre) wird vor allem durch ihre fröhliche Art in ihrem Freundeskreis sehr geschätzt. In einem Kupfermuckn-Interview zeigt sich die gebürtige Linzerin aber auch von ihrer verletzlichen Seite. In ihrem Leben gab es Momente, in denen ihr ganz und gar nicht zum Lachen war: Eine schwierige Kindheit, Flucht mit 18, Depressionen, wechselnde Männerbeziehungen. Und vor knapp zehn Jahren wurde dann auch noch eine angeborene, unheilbare Krankheit diagnostiziert, die allmählich zum totalen Verlust des Augenlichts führt.

Eigentlich heißt sie Lieselotte, aber die meisten sagen »Lilo« zu ihr. Als Kind ärgerte sie sich immer über ihren Namen. Mit acht Jahren habe sie sich deshalb selbst umbenannt. Seit sie unlängst jedoch bei einer Nummerologin war, denkt sie anders darüber. »Du bekommst mehr Energie, wenn man deinen ganzen Namen ausspricht«, so der Ratschlag der Esoterikerin. Vor allem das »e« in ihrem Namen habe machtvolle Energie und überhaupt kämen Namensverkürzungen einer Verstümmelung gleich. Deshalb ist ihr »Lieselotte« nun lieber.

Hürden des Alltags

Mit strahlendem Gesicht, modern gekleidet und für ihr Alter sehr attraktiv steht Lieselotte im Kupfermuckn-Büro. Ein fröhliches »Hallo« und schon machen wir uns auf den Weg zu ihrer Wohnung. Zuvor rückt sie noch ihre Sonnenbrille zurecht und dann verlassen wir langsam das Büro. Langsam deshalb, weil Lieselotte jeden Schritt mit Bedacht setzen muss. Sie leidet unter einer starken Sehbehinderung, die zu Blindheit führen kann. Die Sonnenbrille schützt ihre Augen vor dem grellem Tageslicht. »Bei Sonnenschein sind die Kontraste stark vermindert«, erklärt Lieselotte. »Da sehe ich nur noch Nebel.« Vor einer Straßenkante bleibt sie kurz stehen. Mit der Fußsohle tastet sie sich achtsam vorwärts. Seit ihrer Augenerkrankung ist ihr Leben beschwerlich geworden. Technische Mittel erleichtern jedoch ihren Alltag. Ein Piepser hilft ihr beispielsweise bei der Ampelüberquerung. Oft müsse sie gefährliche Kreuzungen überwinden, erzählt sie. Außerhalb des Stadtzentrums seien die Ampelanlagen leider nicht mit einem Blindensignal geregelt. »Bei Sonnenschein brauche ich dort meist eine sehende Begleitperson, oder ich richte mich nach den anderen«, sagt Lieselotte. Wir steigen in die Straßenbahn ein und fahren zu ihr nach Hause. Seit ihrem 21. Lebensjahr wohnt Lieselotte im Stadtteil Oed in einer 67m² großen Wohnung mit Balkon. Hell und geräumig ist ihr Reich. Und äußerst ordentlich. Im Wohnzimmer steht ein Gerät, das einem sehenden Menschen

fremd ist. »Das ist ein Vergrößerungsbildschirm«, erklärt Lieselotte. »Dank dieser Erfindung kann ich mir Bilder anschauen. Lesen geht leider nicht mehr. Bei meinen Erledigungen habe ich stattdessen immer eine Lupe und eine sprechende Uhr bei mir.«

Leidvolle Zeit in Kinderheimen

Im Vorzimmer legt sie ihre Sonnenbrille und ihr Handy ab. In der Wohnung hat jedes Ding seinen fixen Platz. Hier kann sie sich sicher bewegen. Bevor Lieselotte sich auf dem Stuhl niederlässt, kramt sie aus dem Schrank noch ein Fotoalbum hervor. Einige Bilder hält sie unter den Vergrößerungsbildschirm. Dabei tauchen bruchstückhafte Szenen vor ihrem geistigen Auge auf und wecken Erinnerungen an ihre Kindheit und verrückte Jugendzeit. Und schon sprudelt eine skurrile Geschichte nach der anderen förmlich aus ihr heraus. Das Licht der Welt erblickte sie im Franckviertel. Ihr Vater war Postbusfahrer, ihre Mutter halbtags beschäftigt. Das Verhältnis zu ihren Eltern war zeitweise ziemlich ambivalent. Vaters Jähzorn hinterließen tiefe Kerben in ihrer kindlichen Seele. Die plötzliche, chronische Erkrankung ihrer Mutter tat das Übrige dazu. »Ich war ein ängstliches Kind, das sich meistens machtlos fühlte«, sagt Lieselotte. Doch auch positive Erinnerungen sind präsent: »Mein Vater hatte auch ein liebevolles Wesen. Er war arbeitsam und sehr intelligent. Mutter hingegen verwöhnte mich mit gutem Essen und schaute, dass ich alles hatte, was ich brauchte. Nur das Seelische kam zu kurz.« Die Startbedingungen ins Leben waren trotzdem mit Steinen gepflastert. Bereits im Alter von einem Jahr wurde Lieselotte ein halbes Jahr lang in einem Heim untergebracht, da ihre Mutter aufgrund einer schweren Lungenerkrankung in einer Heilstätte behandelt werden musste. Im Alter von sechs Jahren kam das Mädchen ins Kinderheim in der Johannesgasse und zuvor noch kurz in ein Ferienheim nach Italien. Für Lieselotte waren die Heimerfahrungen »besonders schlimm und traumatisch«. An vieles kann und möchte sie sich nicht mehr erinnern. Zum Beispiel daran, dass sie ständig sekkiert wurde. Und an die Erzieher, die sie vor diesen Übergriffen nicht beschützt hatten. Während der Schulzeit quälten sie zudem starke Versagensängste. »Für die Eltern zählte nur der Erfolg.« In der Handelsakademie kämpfte sie sich durch. Freiheiten hatte sie keine. Sich mit Jungs treffen war tabu. Lieselotte litt sehr unter dem elterlichen Erwartungsdruck. Eines Tages dachte sie sich: »Wenn du da raus willst, musst du entweder wahnsinnig stark sein oder jemanden haben, der dir hilft.« Sie hatte Glück. Ihr Helfer hieß Mandi - ein fescher, strahlender Kerl aus der

Parallelklasse. Mit ihm konnte sie heimlich das Gefühl der Freiheit auskosten. Beide waren 18. Und sie waren »wild drauf«. Mandis Cousin Heinz versorgte sie mit Romilar, ein morphinähnliches Präparat, welches sie in einen »traumähnlichen Zustand« versetzte und ihnen Mut machte.

Nach der Flucht von Interpol gesucht

Im September 1970 brachen sie aus ihrem profanen Leben aus. Vor der Flucht besorgten sich die beiden einen Personalausweis und einen Tramperrucksack. Mit Cowboyhut und Knautschlack-Jacke stellten sie sich neben die Autobahn und stoppten los. Südeuropa war ihr Ziel. Auf alle Fälle sollte es eine warme Gegend sein, da der Herbst im Anmarsch war. Ihre Zwischenstationen waren Marseille, Nizza, Rom und Sizilien. Überall fanden sie Leute, bei denen sie schlafen konnten. In Sizilien wurde Lieselotte dann schwanger. »Wir wollten unbedingt ein gemeinsames Kind«, beteuert sie. Kurze Zeit später überkam sie eine Sehnsucht nach ihrer Mutter. Sie nie wieder zu sehen, das hätte ihr das Herz gebrochen. So beschlossen die beiden Ende Jänner 1971, die Rückkehr mit dem Zug anzutreten. Lieselotte hatte fürchterliche Angst vor den Reaktionen ihrer Eltern. Vor ihrer Ankunft erfuhr sie nämlich, dass ihre Eltern Interpol eingeschaltet hatten. Auch die Kronenzeitung habe vom »verschundenen jugendlichen Liebespaar« berichtet. Sie überwand trotzdem ihre Angst und klingelte an der Tür. »Mutters Gesichtszüge waren vollkommen verhärtet. Als sie dann noch erfuhr, dass ich schwanger war, warf sie mich vorerst raus. Mein Vater sprach während der Schwangerschaft kein Wort mit mir.« Als Lieselotte ihre Jugendliebe dann auch noch heiratete, war die Beziehung zu ihren Eltern kurz auf Eis gelegt. Mit gelbem Minikleid gab sie Mandi auf dem Standesamt das »Ja-Wort«. Das unterkühlte Verhältnis zu ihren Eltern änderte sich schlagartig, als im August 1971 ihr Sohn zur Welt kam. »Mein Vater«, erzählt Lieselotte, »hat sich immer schon einen Sohn gewünscht.« Er habe seinen Enkelsohn angenommen, als wäre es sein Kind. Auch ihre Mutter habe sich von nun an liebevoll um den Kleinen gekümmert. Für kurze Zeit stand das Glück an ihrer Seite. Lieselotte bekam einen Job als Stenotypistin bei einer Wohnungsgesellschaft. Nach ungefähr einem Arbeitsjahr wurde bei ihr dann aber ein Darmgeschwür diagnostiziert. Es war ein starker Schlag, sagt sie. Starke Depressionen und Selbstmordgedanken brachen über ihr Leben herein. Nur mithilfe von Medikamenten konnte sie den Alltag bewältigen. Hilfe fand sie dann in einer Therapiegruppe des Vereins »Point«. Mithilfe einer Psycholo-

gin trennte sie sich nach sechseinhalb Jahren von Mandi. Ohne Unterstützung ihrer Eltern hätte ich es nicht geschafft. Bis zu deren Tod waren ihre Mutter und Vater immer für sie und ihre Kinder da. Allmählich verbesserte sich ihr gesundheitlicher Zustand.

Männergeschichten und Erkrankung

Missglückte Männergeschichten gäbe es noch einige in ihrem Leben. »Alle hatten das gewisse Etwas. Sie waren anders, als die anderen«, sinniert sie über ihre Verflorenen. Doch bei keinem ist sie geblieben. Nach Mandi hatte sie einen Kunstuni-Studenten. Ein ähnlich choleraischer Typ, wie einst ihr Vater war. Nachdem er sie eines Tages im Foyer der Kunstuni bewusstlos geprügelt hatte, verbrachte sie viele Stunden bei ihrer Psychologin, um diese Gewaltbeziehung aufarbeiten und beenden zu können. An einen Schlägertyp sei sie dann nie wieder geraten. Einmal hatte sie einen um 24 Jahre jüngeren Mann. »Das war nur eine kurze Affäre«, sagt sie und macht dabei eine flüchtige Handbewegung. Dazwischen gab es noch einen Exoten aus Ghana. Dieser habe mit langen Rastazöpfen oft stundenlang lautstark Raggae-Musik gehört. Zum Leidwesen der Nachbarn. Auch diese anstrengende Beziehung fand ein jähes Ende. Einen Mann gab es noch in ihrem Leben, der ihr sehr viel bedeutet hatte. Er war Musiker mit eigener Band. Gemeinsam mit diesem Mann brachte sie eine Tochter zur Welt. »Er war ein liebevoller Vater«, sagt Lieselotte. Mit ihm tourte sie von einem Konzert zum anderen und lernte unter anderem auch den Popstar Falco kennen. »Es waren spannende Jahre«, konstatiert Lieselotte. Doch nach sieben Jahren kam die Ernüchterung. Beide hatten sich auseinander geliebt. Die Trennung erfolgte »im Guten«. Damals arbeitete Lieselotte im Magistrat und machte viele Überstunden. Aufgrund ihrer beginnenden Erkrankung wurden die Arbeitsabläufe immer schwieriger. Sie bemühte sich deshalb noch mehr als sonst. Im Krankenhaus der »Barmherzigen Brüder« wurde schließlich eine genetische Augenerkrankung, ein allmählicher Gesichtsfeldausfall diagnostiziert. Das war vor elf Jahren. Ihr Magistrats-Chef reagierte mit totalem Unverständnis. »Diese Reaktion war ein weiterer Schlag für mich«, sagt sie. Lieselotte brauchte lange Zeit, um diese Schocks zu verarbeiten. Heute hingegen sieht sie der Zukunft mit viel mehr Gelassenheit entgegen. Ihre Enkelkinder und ihre eigenen Kinder bereiten ihr viel Freude. »Alles hat im Leben einen Sinn bekommen. Ich glaube an das Gute«, sagt sie und zaubert dabei ein gelassenes Lächeln ins Gesicht. *Foto: privat (Lieselotte in ihren besten Jahren), Text: dw*

Wohnen und Leben in einer Wagenburg

Alternative Wohnformen - Folge 5



Vor rund zehn Jahren beschlossen einige Wagenbewohner den ersten Wagenplatz in Wien bzw. Österreich zu gründen. Doch das Konzept von mobilen Wohnungen wird nicht überall als willkommene Lebensform begrüßt. Drei Bewohner des Wagenplatzes »Gänseblümchen« erzählen von ihren Beweggründen, politischen Herausforderungen und dem Leben in einer sogenannten Wagenburg.

Was ist ein Wagenplatz?

Als Wagenplatz versteht man einen Zusammenschluss von Menschen, welche in Wohnwägen leben. Der wesentliche Unterschied zu einem Campingplatz ist, dass sich die Bewohner den Wagenplatz selbstständig und selbstbestimmt organisieren und gestalten können. Die Infrastruktur wird soweit es irgendwie möglich ist, selbst geschaffen. Die Leute kommen aus den verschiedensten Tätigkeitsbereichen und Bevölkerungsschichten, von Akademikern, Handwerkern, Kindern und Künstlern ist alles dabei.

Die Wagengestaltung

Gerade bei der Gestaltung von den einzelnen Wägen sieht man die Vielfältigkeit der Bewohner. Linienbusse, LKWs, Campingbusse, Bau- und Zirkuswägen werden kreativ und eigenhändig umgebaut und eingerichtet.

Verschiedene Konzepte

Hinter dieser Lebensform steht die Idee, einen selbstbestimmten und selbstverwalteten Lebens-

raum zu schaffen, in welchem solidarisch und nachhaltig gehandelt wird. Für die verschiedenen Bewohner bedeutet diese Art zu leben Freiheit. »Das Leben in der Natur und nicht direkt in der Stadt. Es ist einfach ein schönes Freiheitsgefühl«, mit diesen Worten beschreibt Susi, eine Bewohnerin des Wagenplatzes »Gänseblümchen«, das Bauwagenleben. Viele von ihnen sehen auch die massive Steigerung der Mietpreise als großes Problem an und versuchen durch ihre Lebensweise dem entgegenzuwirken. Obwohl die Idee einen gemeinsamen Ursprung hat, gibt es diverse eigene Wagenplatz-Konzepte, in welchen Schwerpunkte enthalten sind, wie zum Beispiel Autarkie. Für viele Wagenburgen ist es auch wichtig, einen Raum für Projekte zu schaffen, wie im künstlerischen oder handwerklichen Bereich.

Infrastruktur

Die Infrastruktur versuchen die Bewohner des Wagenplatzes »Gänseblümchen« soweit es irgendwie möglich ist, selbst zu gestalten. Dies sei zwar nicht immer so leicht und komfortabel, aber im möglichen Bereich. Da es auf dem Platz kein fließendes Wasser gibt, muss es mittels Kanister herangeschafft werden. Als Gemeinschafts-Toilette dient ein selbstgebautes Kompost-Klo. Strom wird hauptsächlich von der eigenen Solaranlage bezogen und notfalls, vor allem im Winter, kann ein Stromaggregat mitgenutzt werden. Damit es in ihren Wägen auch bei frostigen Außentemperaturen warm bleibt, wird mit Holz-

öfen geheizt. Das Essen wird meist am Gaskocher gekocht. Ein kleines Problem sei die weite Entfernung zum nächsten Supermarkt. »Rund zwei Kilometer müssen wir jedesmal fahren, wenn wir irgendwelche Dinge benötigen«, meint Christian, welcher seit circa drei Jahren auf dem Platz wohnt. Außerdem kommt keine städtische Müllabfuhr zu ihnen auf den Platz und somit müssen sie sämtlichen Müll selber entsorgen. Aber dies sei nicht weiter schlimm, so die Bewohner.

Zusammenleben

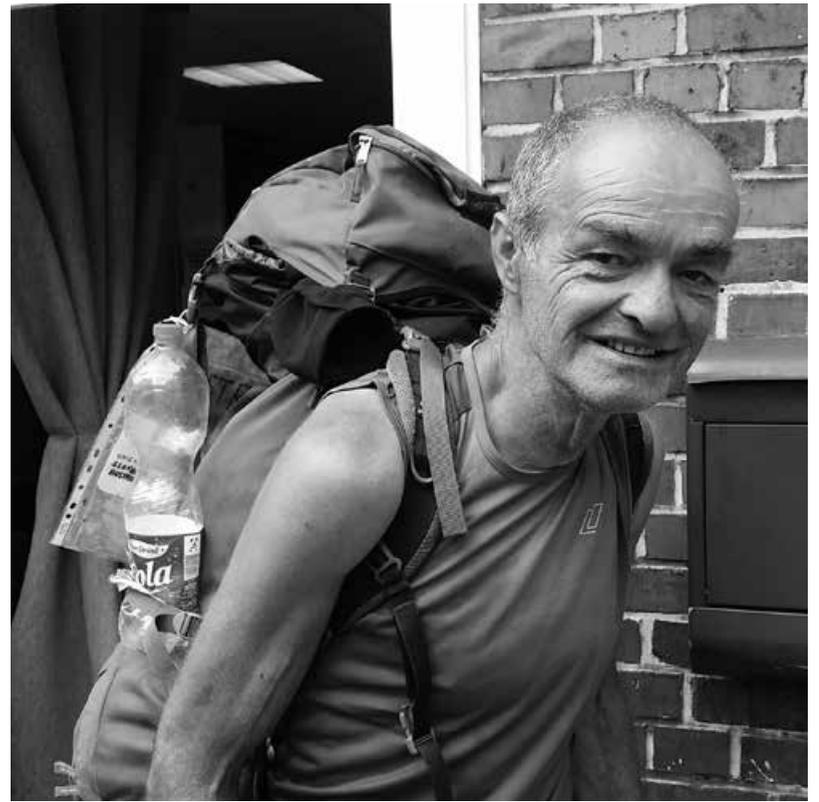
Insgesamt leben auf dem Wagenplatz »Gänseblümchen« um die 15 Menschen in ihren mobilen Unterkünften. Einige von ihnen sind nicht durchgehend am Platz, da sie entweder mit ihren Gefährten auf Reise sind oder einer saisonalen Arbeit nachgehen. Für die gemeinschaftliche Nutzung haben sie einen Küchen- und einen Barwagen hingestellt, wo man gemeinsam kochen und sich treffen kann. Grundsätzlich hilft man sich hier gegenseitig und bei Bedarf wird ein Plenum abgehalten, wo man organisatorische und andere Dinge besprechen kann.

Die Entstehung und politische Herausforderungen

Der erste Wagenplatz entstand im Jahr 2006. Drei Wagenbesitzer haben in der Nähe des Zentralfriedhofes einen Platz besetzt. Da sich die Politik bis heute immer wieder querstellt, wenn es sich um die Errichtung eines legalen Platzes handelt, müssen sich die Wageninhaber meist auf illegalem

Terrain bewegen, wie bei der damaligen Besetzung. Mayly, der seit 2008 die Entwicklung hautnah miterlebte, berichtet, dass 2009 ein Gelände in der Hafensstraße privat angepachtet werden konnte. Doch zwei Jahre später endete dieser Vertrag und sie mussten sich erneut um eine Lösung kümmern. Damals kam es dann zu einer Aufteilung in drei verschiedene Gruppen, welche unterschiedliche Konzepte verfolgen. Eine Gruppe bekam von der Stadt Wien ein kleines Grundstück direkt neben einer Großbaustelle angeboten. Die zwei anderen sind bis heute auf der Suche. Nachdem 2011 nach einer Räumungsaufforderung auch der letzte Teil der Hafensstraße das Gebiet verlassen musste, ließen sich diese mitunter auf einem Dauerparkstreifen nieder und gründeten 2012 »Gänseblümchen«. Seit zweieinhalb Jahren befindet sie sich auf einem 120 ha großen Grundstück in der Seestadt Aspern. Zurzeit werden sie geduldet, doch sie haben bereits eine Aufforderung zum Verlassen erhalten. Die Bewohner des Platzes können die Handlungen bzw. Nichthandlungen seitens der Stadt nicht nachvollziehen. Viele Grundstücke sind jahrelang ungenutzt. Susi betont, dass sie auch schon mit einer Zwischennutzung zufrieden wären. Doch die Politik und andere Grundstücksbesitzer, wie die Wiener Linien und ÖBB, verweigern ein Entgegenkommen. Für die Wagenbewohner steht fest, dass sie, auch wenn sie eine Minderheit sind, ein Teil der Stadt sind und mit ihren Bedürfnissen wahrgenommen werden wollen. *Foto und Text: jk*





Flüchtlingen Neuanfang erleichtern Weitwanderer Johannes ist 66

Linzer Begegnungsprojekt »dUNDu Plus«

Erleichtern Sie Asylwerbern den Neuanfang in Linz und lernen Sie dabei Menschen aus unterschiedlichsten Ländern und Kulturen kennen. »dUNDu Plus« steht für Du und Du!

Die Volkshilfe möchte mit dem Begegnungsprojekt erwachsene Flüchtlinge mit engagierten Menschen aus Linz zusammenbringen. Ziel ist der Aufbau einer stabilen, längerfristigen Beziehung, von der beide Seiten gleichermaßen Freude und Nutzen ziehen sollen. Sogenannte Buddys lernen eine andere Kultur kennen, sie bekommen ein Gefühl dafür, warum Menschen flüchten müssen, erhalten Einblick in eine bisher unbekannte Welt und bekommen einen Überblick über aktuelle politische Entwicklungen. Die Flüchtlinge wiederum bekommen die Chance, bei gemeinsamen Aktivitäten unser Land besser kennen zu lernen, mit der unbekannteren Kultur vertraut zu werden, die Sprache schneller zu erlernen und wertvolle Kontakte für ihr Leben hier in Österreich zu knüpfen.

Aufgaben als Buddy:

- Hilfestellung beim Erlernen der deutschen Sprache
- Freizeit miteinander verbringen
- Unterstützung und Begleitung im Alltag und bei Behördenwegen
- Vermittlung von Kontakten
- Vermittlung unserer Kultur

Der zeitliche Aufwand beläuft sich auf etwa zwei bis drei Stunden die Woche – diese Zeit können Sie individuell gestalten und flexibel vereinbaren. Als freiwilliger Buddy werden Sie professionell begleitet. Es gibt regelmäßige Treffen für Erfahrungsaustausch, Information und Beratung. »dUNDu Plus« ist ein Pilotprojekt, welches im Mai dieses Jahres gestartet wurde. Viele engagierte Linzer haben sich bereits gemeldet, aber Freiwillige werden weiterhin dringend gesucht!

Kontakt: Rosa Rumetshofer-Karlinger, dUNDu Plus Volkshilfe Flüchtlings- und MigrantInnenbetreuung, 0676 8734 7085, rosa.rumetshofer@volkshilfe-ooe.at.

Johannes, der von seinen großen Wanderungen am Jakobsweg und durch ganz Europa immer wieder in der Kupfermuckn berichtete, feierte am 12. September seinen 66. Geburtstag. Im letzten Jahr war er wieder auf einer großen Wanderung, die ihn 8.000 Kilometer von Österreich über Ungarn, Slowakei, Tschechien, Deutschland und die Schweiz führte. Das Foto zeigt ihn bei der Hamburger Straßenzeitung. Doch heuer muss er ein Gesundheitsjahr einlegen. Probleme mit den Nieren und der Durchblutung halten ihn in Linz fest.

»Nun ist einmal die Zeit, um auf die Gesundheit zu schauen. Im August habe ich über die Wohnbetreuung der »Arge Wieder Wohnen« eine kleine gemütliche Wohnung bekommen. Ich war gar nicht mehr gewohnt, eine eigene Wohnung zu haben. Das letzte Mal war das vor 20 Jahren. Jetzt habe ich sogar eine Waschmaschine. Beim ersten Mal waschen gab ich das Pulver in die verkehrte Lade, doch jetzt kenne ich mich schon aus. Derzeit verkaufe ich in Linz wieder laufend die Kupfermuckn, weil ich ja auch

die Kautions zahlen musste. Da kommen wieder alle Stammkunden von früher vorbei. Ja - und da gibt es viel zu erzählen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Leute sehr gerne zuhören. Auch auf meinen Wanderungen habe ich festgestellt, dass man sprachliche Probleme leicht überwinden kann und mit allen ins Gespräch kommt. Ein besonderes Erlebnis hatte ich letztes Jahr in der Schweiz. Eine 18-jährige Mädchen ging mir nach und fragte, ob es mir gutgeht und ob ich etwas brauche. Ich sagte, dass ich alles hätte, ein Kaffee wäre allerdings nicht schlecht. Dann lud sie mich zu sich nach Hause ein, obwohl ihre Eltern verreist waren. Über die Unterhaltung kam ich dann auch noch zu einem Essen und konnte über Nacht bleiben. Ich fragte sie, ob sie denn gar keine Angst hätte, mit einem älteren Mann so ganz alleine. Sie sagte nur, dass ich gar nicht gefährlich aussehen würde«, erzählt Johannes. Nächstes Jahr im Mai möchte er wieder losziehen. Als Route ist Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich geplant. Bis dahin ist er hoffentlich wieder ganz gesund. (hz)

Mein Platz in der Stadt

Fotowettbewerb der Kupfermuckn



Im Jubiläumsjahr luden wir die Straßenzeitungsverkäufer und wohnungslose Menschen zu einem Fotowettbewerb ein. Das Thema lautete »Mein Platz in der Stadt - da fühle ich mich wohl«. Insgesamt 17 Teilnehmer aus Linz, Wels und Steyr haben mitgemacht. Am 7. September fand die Preisverleihung anlässlich einer Ausstellung der Bilder im Neuen Rathaus Linz statt. Zwölf der Teilnehmer wurden darüber hinaus vom Linzer Fotografen Volker Weihbold portraitiert und ausgestellt. Sozialstadträtin Karin Hörzing nahm die Preisverleihung vor und lud uns zu Speis und Trank ein. »Die Lebensumwelt von Obdachlosen ist für viele Linzer oft nur schwer nachvollziehbar. Dieses Fotoprojekt bietet eine sehr gute Möglichkeit, diese ans Licht zu bringen und die Anliegen von Menschen ohne Wohnraum verstärkt in unserem Bewusstsein zu verankern. Ich möchte mich daher bei allen für ihre Teilnahme an dem Wettbewerb herzlich bedanken«, zeigt sich Stadträtin Karin Hörzing von der Aktion begeistert. Alle Teilnehmer erhielten Preise - vom T-Shirt über Schokolade, Gutscheine eines Lebensmittelmarktes bis hin zu einer Digitalkamera als Hauptpreis. Ein Bild vom Tiergarten in Wels von Jens Öhlschläger wurde von der Jury als bestes Foto prämiert. Platz zwei belegte Manfred Schweiger mit einem Foto am Linzer OK-Platz und den dritten Platz erreichte Reinhard Dorninger mit einem Bild der Schachspieler im Linzer Volksgarten.





TAGO Tag der offenen Tür 18. Oktober von 9.00 bis 18.00 Uhr

Die TAGO ist eine tagesstrukturierende Einrichtung des Sozialvereins B37, die den Teilnehmern die Möglichkeit bietet, ihre Freizeit mit kreativen Arbeiten unter fachlicher Anleitung und verschiedenen Arbeitsmaterialien zu gestalten.

Heuer öffnen wir erstmals unsere Türen, um Interessierten die Möglichkeit zu bieten, nicht nur die Einrichtung kennen zu lernen, sondern auch die erzeugten Produkte der Teilnehmer zu erwerben. Neben dem Erwerb einzelner Produkte können die unterschiedlichsten Arbeitsschritte verfolgt werden, sowie in Gesprächen mit Teilnehmern und Betreuern näheres zum inhaltlichen Geschehen der Tagesstruktur erfahren werden. Auf Ihren Besuch freuen wir uns sehr.

Kontakt: TAGO Tagesstruktur B 37, Fichtenstraße 4, 4020 Linz

Verkäufer Gandhi im Porträt

Kannst du dich deinen Lesern kurz vorstellen?

Seit zwölf Jahren verkaufe ich schon die Kupfermuckn. Zwischen durch fand ich immer wieder einmal Arbeit. Früher war ich lange als Schaustellergehilfe tätig und fuhr von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Meistens arbeitete ich beim Autodrom.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Gelebt habe ich unterm Jahr im Wohnwagen. Im Winter war ich oft obdachlos. Man verdiente nicht so viel und ich bekam nur sehr wenig Arbeitslosengeld. Über lange Zeit hatte ich nur kurz eine eigene Wohnung. Jetzt lebe ich schon seit sieben Jahren in einer Wohngemeinschaft des Sozialvereines B 37. Das passt für mich sehr gut.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Früher ging das Geld für Alkohol drauf. 2009 habe ich eine Therapie gemacht und bin seither trocken. Danach konnte ich für die Kautions für mein WG-Zimmer Geld auf die Seite legen. Als Belohnung habe ich dann auf meinen allerersten Urlaub gespart und flog eine Woche nach Griechenland.

Was erlebst du beim Verkauf?

Ich habe schon meine Stammkunden, die ich mit der Zeitung versorge. Auf der Straße stehe ich eher selten. Glücklicherweise habe ich seit dem 16. August wieder eine Arbeit gefunden, allerdings nur befristet auf zwei Jahre.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Durch das frühere wilde Leben litt leider die Gesundheit. Heute ist mir das mit 52 Jahren doch sehr wichtig. Ich hoffe, dass ich es schaffe, auch in den nächsten Jahren noch eine Arbeit zu haben, und eine Freundin fehlt mir auch noch zu meinem Glück. Foto: hz

Einladung zum Jubiläumsfest 20 Jahre Kupfermuckn

Donnerstag 10. November, 19 Uhr
Kunstuniversität Hauptplatz 8, Linz

Programm:

Video 20 Jahre Kupfermuckn

Festreden: Soziallandesrätin Birgit Gerstorfer
und Bürgermeister Mag. Klaus Luger

Lesung von Ferry Öllinger

Buffet

Musik: »Stimmgewitter Augustin«

- Chor der Wiener Straßenzeitung

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Eintritt frei!

TEIL
MEINES
LEBENS.

VKB | BANK

Für ein lebenswertes Leben von sozial benachteiligten Menschen:
Ihre Spende für die Kupfermuckn.
IBAN AT02 1860 0000 1063 5100, BIC VKBLAT2L

www.vkb-bank.at



LAND
OBERÖSTERREICH

Die Straßenzeitung Kupfermuckn wird als »Tagesstruktur der Wohnungslosenhilfe OÖ« von der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich finanziell unterstützt.



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmarkt
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Di. bis Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-13 Uhr, Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz
Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach vorbei! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und Straßenverkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 2. November 2016 bei Ihrem Kupfermuckn-Verkäufer.

Verkaufsausweis

Achten Sie bitte auf den aktuellen Verkaufsausweis: Gelb/Schwarz mit Farbfoto und eine Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Obdachlosenratgeber Linz

Für Menschen in akuter Wohnungsnot hat die Straßenzeitung Kupfermuckn einen Falter mit vielen hilfreichen Adressen herausgegeben. Diesen und weitere Informationen finden Sie unter www.arge-obdachlose.at

Facebook und neue Homepage

Die Kupfermuckn ist auch auf Facebook aktiv und 3.030 Freunde freuen sich über aktuelle Informationen unter <http://www.facebook.com/kupfermuckn>. Seit kurzem ist unsere neue Homepage online. Sie ist unter »www.kupfermuckn.at« bzw. unter »www.arge-obdachlose.at« erreichbar.

Spendenkonto

Kupfermuckn - Arge für Obdachlose, VKB Bank,
IBAN: AT461860000010635860
BIC: VKBLAT2L

Kupfermuckn 1996-2016

